



## DIE JACKFRUCHT

Montag, 30. Januar 2017 – Thiruvananthapuram (Indien) Connemara Market

8.502820,76.951416

Die Zwiebel trifft mich am Kopf. Die Dame ist fuchsteufelswild. Ich habe ihr Gezeter in meinem Rücken gehört, mich über die Schärfe des Tons gewundert. Aber es wäre mir im Traum nicht eingefallen, dass ich gemeint sein könnte. Erst bin ich schockiert, dann kracht ein unbändiges Lachen aus mir hervor – ein Lachen, das mir all die Stachel der kleinen Ruppigkeiten aus dem Seelekissen schüttelt, die während meiner mehrwöchigen Reise durch Indien in ihm steckengeblieben sind. Was für eine Befreiung, mitten auf diesem Markt zu stehen und zu lachen – wie ein Idiot, dem kein böses Wort etwas anhaben kann.

Die Marktfrau allerdings findet das gar nicht komisch. Sie hat wohl noch nicht viel verkauft an diesem Tag, ist ganz und gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Ihr schnatterndes Gekeife nimmt jetzt

ein knatterndes Tempo an – würde nur eine einzige Silbe zur Kugel, hätte sie mich längst von diesem Planeten gepustet. Ich bin ein paar Momente lang dumm vor ihrem Marktstand stehengeblieben und habe so potenziellen Käufern den Blick auf ihre schönen Schlangenbohnen, Mangos und Taros verstellt. Grund genug für sie, mich in die Hölle zu wünschen.

Dabei ist nicht gerade viel los an diesem heißen Nachmittag auf dem Connemara Market im Universitätsquartier von Trivandrum. Ja, ich bin im Moment der einzige potenzielle Kunde weit und breit. In der großen Fischhalle pinseln einzelne Verkäuferinnen gelangweilt die Fliegen von ihren Sardinen. An *Shabuls Halal Mutton* Stall wird ein neuer Fleischblock installiert, wofür ein paar Stahlverstrebungen zurecht geschliffen werden



müssen. Der Verkäufer im *Lulu Chicken-Shop* hält sich kunstvoll auf einem Barhocker in der Balance – der Kopf ist ihm auf die Brust gesunken und die Arme hängen schlaff zwischen seinen Schenkeln herab. Vom Bananenhändler sieht man nur den mächtigen Bauch, der wie ein großes Auge zwischen den halb geschlossenen Läden hindurch aus der Dunkelheit seiner kleinen Bude leuchtet – langsam bewegt von einem rasselnden Schnarchen. Auch der Bettler, der eben erst aus der Mittagspause zurückgekommen ist, nimmt gelangweilt meine Münzen in Empfang. Nur im Käfig mit den Wachteln herrscht hellste Aufregung – was wahrscheinlich mit der grauen Katze zu tun hat, die sich in der Nachbarschaft auf einem Sack mit Kartoffeln niedergelassen hat.

Seit einiger Zeit beobachte ich einen Mann, der mit einer mächtigen Frucht von einem Stand zum nächsten wandert. Es ist eine Chakka, wie die Jackfrucht auf Malayalam heißt. Ganz offenbar ist er mit dem Ziel unterwegs, das kapitale Stück Obst zu verkaufen. Er trägt ein sauberes Hemd und um die Hüften einen makellos weißen Dhoti. Mit seinen glänzenden Haaren, seinem leicht grau melierten Bart und seinen elfenbeinweißen Zähnen macht er einen sehr gepflegten Eindruck.

Ja, er sieht eigentlich überhaupt nicht aus wie jemand, der es nötig hat, mit einer einzigen Frucht zu hausieren. Aber die Art, wie er seine Verhandlungen führt, hat doch etwas Ernstes, Insistierendes, ja fast etwas Verzweifeltes. Offenbar braucht er dringend Bargeld, nur wofür? Ausgehungert wirkt er nicht. Doch man kann sich täuschen.

Da verschiedene Stände auf diesem Markt auch Chakkas anbieten, größere, schönere, reifere zumeist, sind die Verkäuferinnen nicht sonderlich interessiert. Als sich unsere Wege zum zweiten oder dritten Mal kreuzen, spreche ich ihn an: «Was, sie haben ihre Frucht immer noch nicht verkauft? Ist die denn aus ihrem Garten?»

Er nickt. Ob ich sie nicht kaufen wolle? Sie würde doch gerade knapp in meinen Rucksack passen. Ich lehne ab – unsicher, wie ernst ich seinen Vorschlag nehmen muss: «Was soll ich mit einer Chakka anfangen? Ich wohne im Hotel.»

Das sei eine ganz besondere Frucht, erklärt er mir – die könne man jetzt schon gekocht essen, später aber auch einfach so, dann sei sie außerordentlich süß.

Er spricht sehr gut Englisch, was mich überhaupt nicht überrascht. Das sei doch mit allen Jackfrüchten so, gebe ich mich gelehrt, dass man





sie grün als Gemüse und reif als Frucht verzehren könne. Seine Schönheit sei also nicht wirklich etwas Besonderes. Ja, räumt er ein, das sei wohl leider tatsächlich so.

«Da haben Sie aber einige Konkurrenz hier auf dem Markt.»

«In der Tat. Das ist vermutlich ein Problem.»

«Wie viel wollen Sie den für die Frucht haben?»

«130», sagt er. Aber er sagt es zwischen den Zähnen hindurch, als sollte es ein Geheimnis bleiben. Und da huscht wieder diese leichte Verzweiflung durch seine Züge, die sich auch in seinem Lächeln nicht vollständig auflöst. Zwei Franken, dafür bekommt man etwa drei Kilo Bananen oder zwei stattliche Flaschen Bier.

«Ich finde es eigenartig», sage ich, «dass sie nur diese eine Frucht zu verkaufen haben.»

Ja, räumt er ein, er finde das auch hinlänglich seltsam.

Ich frage ihn, ob ich ihn fotografieren darf. Er willigt ein und während ich knipse packt mich wieder das Lachen. Es überträgt sich auf ihn und eine gute Minute lang laufen uns die Tränen übers Gesicht.

«Jetzt haben wir die Frucht berühmt gemacht», bringe ich schließlich glucksend hervor: «Jetzt

dürfte es kein Problem mehr sein, sie zu verkaufen – vielleicht sogar für den doppelten Preis.» Wieder lachen wir. Aber selbst jetzt spüre ich seine Verzagttheit, die wie eine düstere Untermauerung durch seine tapfere Heiterkeit dringt.

Ich wünsche ihm viel Glück und schüttle seine Hand, die ein klebriges Sekret auf meinen Fingern hinterlässt. Kaum bin ich durch das Tor auf die Mahatma Gandhi Road hinausgetreten, mache ich auf dem Absatz kehrt und schreite entschlossen in Richtung Gemüseabteilung zurück. Ich werde ihm die 130 Rupien geben. Und er wird mir erzählen, warum er das Geld so dringend braucht.

Aber der Mann ist nicht mehr da. Ich eile herum, ich suche ihn, vergeblich. Als ich an dem Stand der Marktfrau vorbeigehe, die mir die Zwiebel an den Kopf geworfen hat, sehe ich eine Chakka neben ihr liegen. Ich bin mir ganz sicher: Die war vorher noch nicht da, eine so mächtige Frucht wäre mir neben ihrem kleinteiligen Gemüse ganz bestimmt aufgefallen. Kann es sein, dass ausgerechnet diese sauertöpfische Alte meinen Freund erlöst hat? Ich finde nicht die Spur eines Lächelns in dem alten Gesicht.